

Leo Wohleb – Briefe des Studenten aus Greifswald (1911/1912)¹



Leo Wohleb als Student vor dem Ersten Weltkrieg

Was hat Leo Wohleb, den Freiburger Studenten der Altphilologie, kurz vor dem Examen bewogen, die Universität zu wechseln? Was hat er im fernen Preußen gesucht? Was wir bislang darüber wissen, steht in einem Lebenslauf, den der badische Staatspräsident 1952 in dieser Zeitschrift abdrucken ließ und den seine Witwe, Maria Wohleb, geringfügig gekürzt, in einem Sonderdruck zum 10. Todestag 1965 unter der Überschrift: „Erinnerungen bis zum Jahr 1912“ publiziert hat.²

Die eingangs gestellten Fragen lassen sich danach so beantworten: Wohleb sorgte sich um eine Anstellung im Schuldienst. Die Berufsaussichten badischer Lehramtskandidaten im

Fach Altphilologie waren in den Jahren 1911 und 1912 nämlich recht angespannt, und die Betroffenen waren bereit, verzweifelte Mittel zu benutzen, um sich in Sicherheit zu bringen. So brachten also Wohleb und einige seiner Freiburger Konsesemester ins preußische Greifswald auf. Die Wohleb, Kaelble³, Katzenmeyer und Huber fassten gemeinsam den Entschluss, ein preußisches Staatsexamen abzulegen und fern der Heimat sich examinieren zu lassen. Ein Wintersemester in Greifswald war freilich alles andere als einladend, doch es ging nicht um lustiges Studentenleben, sondern um einen Ausweg aus der Berufsnot. Und Greifswald bot mit Latein, Griechisch, Deutsch die richtigen Fächer.⁴

Wenn die Freunde schließlich doch vor dem preußischen Examenstermin ins Badische zurückkehrten, um sich in Karlsruhe prüfen zu lassen, dann wohl nicht nur, weil es ihnen im fernen Pommern so gar nicht gefiel.⁵ Die Briefe Wohlebs aus Greifswald an seine Freiburger Familie stützen zwar das Bild, dass Greifswald ein „bruchiges Nest“ war, aber das allein hat den Abbruch schwerlich motiviert. Wahrscheinlicher ist, dass die vier Freiburger inzwischen gemerkt hatten, dass sie auf übertriebene Katastrophenmeldungen hereingefallen waren. Zum Frühjahr 1912 öffneten sich nämlich in Karlsruhe auch für Altphilologen gewisse Einstellungs-Chancen.⁶

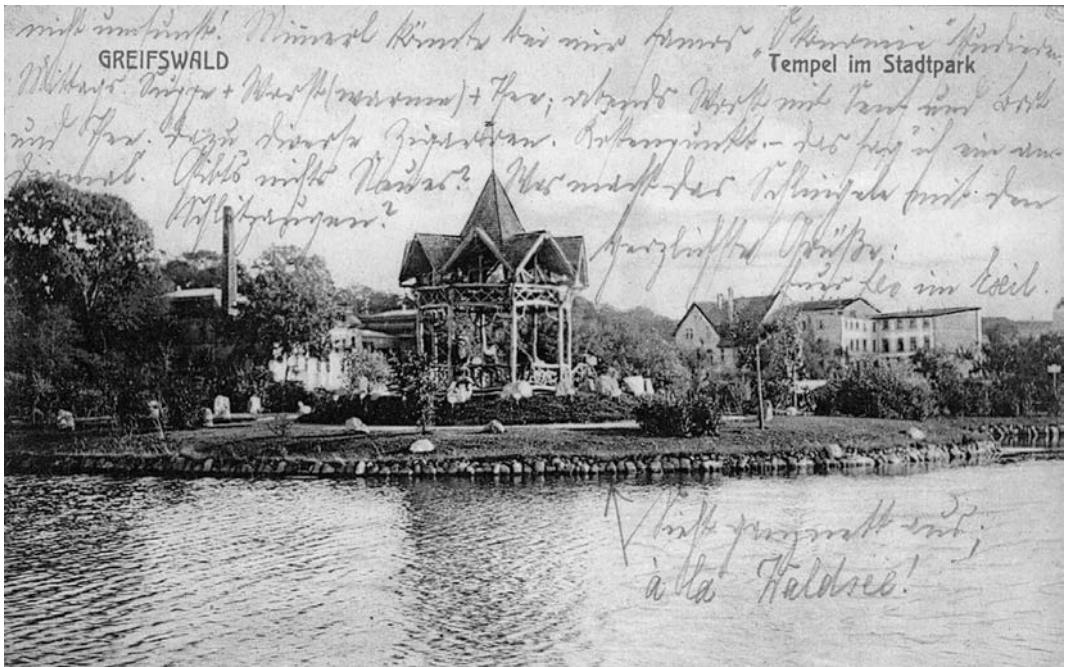
Wir werden die Briefe auswerten, die der 23-jährige nach Hause schrieb und in denen er von seiner Reise über Berlin an die Ostsee und vom Winter in Greifswald berichtet. Man wird sehen, wie sich Heimatliebe und Heimatstolz Wohlebs in der vermeintlich nicht zu umgehenden Brotbeziehung zu Preußen von Anfang bis Ende behauptet. Doch zunächst soll der Charakter der Briefe gekennzeichnet werden.

CHARAKTER DER BRIEFE AN „MEINE LIEBEN“

Die Briefe schreibt einer, der zum ersten Mal über mehrere Wochen von daheim weg ist, nachdem er die Zeit der Schule und des Studiums zuhause bei den Eltern und Geschwistern gewohnt und gelebt hatte. Der briefliche Umgang mit den „Lieben“ zeugt von Zärtlichkeit und Pietät, der mit Tante Ludel freundliche, fast herzliche Rücksichtnahme, der zu den beiden Geschwistern freundliche Direktheit und Fröhlichkeit. Neckische Botschaften und Fragen verraten enge Vertrautheit mit Gewohnheiten und Besonderheiten der Angehörigen. Mit Ausnahme des Vaters („Väterchen“, „Papa“) werden die andern mit Übernamen angeredet oder zitiert: die Mutter („Mimmele“), die Tante („Ludele“) die Nachzüglerin unter den Geschwistern, Amelie („Annebäbe“). Nur der vier Jahre jüngere Bruder (Joseph Ludolf⁷) bleibt der „Joseph“. Er war damals in Meersburg am Lehrerseminar, nachdem er – nicht mit dem Beifall des Älteren, aus der Unterprima vom Berthold-Gymnasium abgegangen war; zu ihm kann Leo

sehr herablassend, ja spitz sein. Und das Freiburger Allerweltswort für einen komischen oder dummen Menschen („Dubel“) tritt einmal sogar in der Anrede an die Schwester auf („Amalie Dubel“⁸). „Liebe Plops“ heißen ihm einmal die Angehörigen in der Colombistraße 3, und er selbst verabschiedet sich dann von ihnen als „Euer Plops“ (ein anderes Mal gar als „Euer Engele“.)

Wenn erzählt wird, tut er das in warmem, gemüthhaft umständlichem Erzählton, intellektuell geformte Partien sind die Ausnahme. So fehlt es an Urteilen über Ereignisse oder Zustände im Reich, und nur selten ergibt sich Gelegenheit zu politischen Bemerkungen. Das Universitätsleben tritt in den Briefen wenig hervor, man erfährt kuriose Belanglosigkeiten.⁹ Und auch über Leos religiöses Leben bleiben die Briefe stumm. Ein Bericht über Punsch am Heiligen Abend, der im Zimmer eines Konsemesters in großen Mengen getrunken wurde, dürfte bei den Angehörigen zuhause eher Mitleid als Bewunderung erregt haben. Um so sorgfältiger bedenkt er die Seinigen mit Zeichen dankbarer Freude, als endlich der Weihnachtskorb ankommt: „Wie



Greifswald, Tempel im Stadtpark

lieb Ihr an alles gedacht. Das Pfeifchen ist äußerst fein, Mimmerls Guzele und Gurken haben mir noch nie so gut geschmeckt.“¹⁰ Die lutherischen Verhältnisse in Preußen werden aus Anlass des Dreikönigtages aufgespießt, der hier kein Feiertag sei.¹¹

Die Briefe zeigen den Ältesten in der Geschwisterreihe, einen familienorientierten jungen Mann. Er besitzt, und das macht für ihn den Entschluss zu einem Auswärtssemester leichter, eine kleine Barschaft, über deren Verwendung er dem Vater in einer Weise Rechenschaft ablegt, als sei es dessen Geld. Der geringe Aufwand, den er treibt, steht immer im Zusammenhang mit den Studienzielen. Gespart wird an den Lebenshaltungskosten (vgl. dazu weiter unten), nicht an den Studienbüchern. Er korrespondiert noch, wenn auch seltener, mit seinem Freiburger theologischen Mentor, dem Privatdozenten Michael Heer.¹² Seine Handbibliothek, die er aus nachgeschickten Koffern entnimmt, vom Vater in einzeln bezeichneten Exemplaren aus seinem Zimmer in der Colombistraße 3 nachsenden lässt oder auch durch Zukauf bei Trenkel (Berlin) ergänzt, ist erstaunlich umfangreich und deckt alle drei Prüfungsgebiete ab.¹³

Was die Schreibfrequenz angeht, so schickt er anfangs täglich einen Brief oder eine Karte ab, dann schreibt er ein- bis zweimal die Woche. Nach dem 6. Februar bleibt er für fast vier Wochen stumm, weil er in dieser Zeit die häuslichen Facharbeiten für die Prüfungskommission erledigen muß. Kein Wunder, dass sich die Familie Sorgen um ihn macht und ein Telegramm nach Greifswald abschickt. Erschreckt telegraphiert Leo zurück: „Bin wohl und schreibe sofort“. Anderntags erklärt er sich und klagt: „Ich bin des Schreibens müd; ich habe genug geschrieben in den letzten 3 Monaten.“¹⁴

„MAN REDE MIR NICHT MEHR VON BERLIN!“

Die vier Kommilitonen reisten in zwei Gruppen: am 30. November 1911 fährt zunächst Wohleb mit Kaestle ab, einige Tage später folgen Katzenmeyer und Huber, die auf dem Weg über Karlsruhe dort noch neueste

Erkundigungen im Ministerium einholen und auch den Vortrupp in Greifswald darüber informieren werden („Der Bescheid ist traurig.“¹⁵).

Über die Zugfahrt schreibt Wohleb, dass es bei der Anfahrt „in der Nase gewaltigen Gestank“ gegeben habe. Die Schauerlebnisse während der Fahrt haben ihn kaum beeindrucken können: „Durch Thüringen zu fahren ist fein – genau Schwarzwaldlandschaften.“ Dann die Hauptstadt, wo ein Freund die beiden Freiburger abholt und etwas mühsam durch den Verkehr schleust: „Ein Spektakel infolge des Autoverkehrs – grausig“. Zur Stärkung ging es dann in ein „Aschinger Filiallokal“, wo man reichlich zu essen bekam. Dann schlugen sich die Reisenden die Nacht um die Ohren, bis sie am Morgen den Zug nach Greifswald besteigen konnten.

Der Brief an die „Lieben Eltern“, in dem er seine Eindrücke über Berlin wiedergibt, zeugt von der Anstrengung des „Provinzlers“, sich nicht von Größe, Höhe, Weitläufigkeit der Anlagen und Gebäude und dem reichen Denkmalschmuck der Straßen und Plätze der preußischen und Reichshauptstadt irgend imponieren zu lassen. Selbst die Schauseite der Damenwelt wird äußerst reserviert zur Kenntnis genommen. So heißt es in fast spartanischem Tugendstolz gegenüber Spree-Athen:

„Die Berliner haben offenbar einen ganz besonders feinen Geschmack, wir Provinzler fanden die Gestalten unsagbar hässlich. In Freiburg hätte man bei solchem Anblick einen weiten Bogen genommen. Belästigt wurde man durchaus nicht ... Unterdessen war es 2 h geworden. Unser Berliner Freund verabschiedete sich. Und wir hatschten bis ½7 h in der Stadt herum, besahen ‚Unter den Linden‘, Schloss, Zeughaus, Dom usw., sogar die Siegerallee mit allen den hier sich präsentierenden Marmordubeln. Berlin ist das kläglichste Nest, das ich bis jetzt im Leben kennen gelernt habe. Die einzige Ausnahme von anderen Nestern ist die glänzende Zahl von Damen ... Die Toiletten sind meist nobel, aber c'est tout. Wir haben tatsächlich auch nicht eine halbwegs hübsche gesehen. Alle geschminkt und gepudert. Man rede mir nicht mehr von Berlin! dass die Häuser statt 3 eben



Greifswald, Panorama mit der St. Nicolai-Kirche

6 oder 7 Stöck haben und alle 10 m schon eine Laterne steht und alle 5 ein größeres oder kleineres Denkmal, kann mir nicht imponieren.“¹⁶

Später wird Wohleb in den „Erinnerungen bis zum Jahre 1912“ verhüllt formulieren: „Damals kamen wir durch die deutsche Reichshauptstadt Berlin, von der wir sehr zwiespältige Eindrücke mitnahmen trotz ‚der großen Zeit‘, in der man damals lebte“.¹⁷

GREIFSWALD — „ICH BIN HIER NICHT DAHEIM“

Vermutlich vom Bahnhof Friedrichstraße führen Wohleb und Kaestle am 31. November früh morgens mit „dem köngl. Preuß. Zug“ in der „vierten Klasse“ ins Pommersche: „Diese Gegend ist wenigstens ein wenig interessanter als Berlin, von dem ich ungeheuer enttäuscht war.“¹⁸ Aber auch Greifswald kann nicht überzeugen:

„Und jetzt sind wir also hier. Am ersten Tag war ich nahe, wiederzukommen. Emmendingen près de Fribourg in Baden ist ja zwar auch schön, aber es hat keine Universität und liegt nicht in Pommern Preussen. Heute gefiel es mir besser in Sonderheit, da ich ein hübsches Zimmer gefunden für 90 M mit Heizung bis 13ten März in der Lagereihe Nr. 5 II. Was Kohler über die Anstellungsverhältnisse sagte, ist richtig; was er von Gr[eifswald] sagte, schlankweg verlogen.“

Im folgenden Brief bestätigt sich der Eindruck:

„Jetzt bin ich in diesem Bruchnest. Es gefällt mir nicht übel, seit ich ein hübsches Zimmerchen gefunden habe, zweiter Stock, ruhige, ohne direktes Visavis, Ostlage, schön war. (Die Öfen gehen hierzuland fast an die Decke), etwas höher als mein eigenes. Die Leute sind recht – wenn’s so bleibt.“¹⁹

Während die Universitätsbibliothek den Vergleich mit der Freiburger nicht aushält, sind die Kollegien „ziemlich gleich“, das Theater aber herzlich schlecht:

„Von der Universität liegt man Zimmer etwa 12 min. ab; da heißt’s als laufen um 9 h. Die Bibliothek ist arg bruchig; die Kollegien so ziemlich gleich. Das Theater, das ich letzten Sonntag zum ersten und letztenmal besucht, unter allem Hund. Auf der Straße jedoch ist’s lebhaft.“²⁰

Stadt, Küste und umgebende Landschaft sind um Weihnachten herum natürlich wenig anziehend, der Schnee macht die Wege schmutzig, Im Vergleich zu den mit Rheinkieseln gepflasterten sauberen Gehwegen in Freiburg wird das Laufen auf den Greifswalder Pflastern zur Bußübung. Der kleine Wald, dem Greifswald den Namen dankt, ist kaum der Rede wert:

„Hier schneit’s seit gestern, aber nicht so recht, daher großer Dreck auf den Straßen und böses Gehen auf dem hundsmiserablen Pflaster.“²¹

„Letzthin habe ich auch den viel berühmten Wald aufgesucht. Man geht 20 Minuten, um staunend einige Tannen zu besichtigen und Ozon zu atmen. Ich habe mich über die Sehenswürdigkeit gebührend anerkennend geäußert.“²²

So wundert es am Ende nicht, dass eine neue Wendung in der alles beherrschenden Frage der Lehreranstellung für Wohleb sofort Gedanken an die Rückkehr wachruft. Leo schreibt Anfang Februar 1912 nach Hause:

*„Ich möchte wieder heim in meine Ruhe. Ich bin hier nicht daheim, das Leben paßt mir nicht. Und dazu: Man besucht mich zu oft. Und ich möchte doch ungestört sein. Kästle geht's wie mir. Hoffen wir, dass es gut abläuft. Ich will vorderhand kein preußisches Examen. Und Kohler hat uns im meisten direkt angelogen. Ein traurigeres Nest als Gr. gibt es auf der ganzen Welt nimmer.“*²³

Auch in den späteren „Erinnerungen“ spricht Wohleb recht kritisch über Greifswald und erinnert sich, wie er und die andern sich als „Großstädter von Freiburg“ durch die zivilisatorische Rückständigkeit des Städtchens „reichlich ab“-geschreckt wurden.²⁴

DAS STUDENTISCHE BUDGET

Viele Berichten Leos über seine Lebensumstände in Greifswald sind ökonomisch getönt. Bedürfnislosigkeit ist unübersehbar –

sie wird ihn auch in späteren Jahren kennzeichnen. Ein einziger Theaterbesuch hat stattgefunden (0.90 M). Neue Schuhe kommen nicht infrage, auch wenn „zu meinem Bedauern die Schuhe (die bessern) wohl infolge der Witterung neben der Flickstelle (am rechten) wieder gebrochen“ sind.²⁵ Er nennt die Kosten für Miete, für Immatrikulation und Kolleggeld, für Lebensmittel. So erfährt man, dass das Zimmer, über das er einen Aufriss mit der Stellung der Möbel zeichnet²⁶, für das Semester 90 Mark mit Heizung kosten soll. Für den Liter Vollmilch bezahle er hier 18 Pfennig, für Magermilch 6 Pfennig. Im Restaurant koste ein Essen mit einem Gang 80 Pfennig. Die Wurst, die er sich abends zum Tee schmecken läßt und die „viel feiner verarbeitet ist als bei uns zu Hause“, macht 20 Pfennig.

Da er vorhat, um eine Nachsendung von Geld in der Höhe eines ganzen Monats zu bitten – Geld, das er selbst gespart hat – fürchtet er, der Betrag könne zuhause auf Unverständnis stoßen. Aus einer Bitte um Überweisung wird daher unter der Hand eine delikate, nicht durchweg feine, teilweise komische Staatsaktion:



Greifswald, Steinbrückertor und Hafen

„Und zwar möchte ich um die 50 M bitten, die ich noch besitze in baar. Es wäre mir am liebsten, wenn Du mir etwa 2 Scheine zu 25 M (gibt's die überhaupt?) oder so ähnlich als Einschreibbrief schicken würdest (also 30 Pf Porte). Postanweisung behagt mir nicht, weils niemanden angeht, wie viel ich brauche. Ich möchte damit, die Miete eingerechnet, auskommen, vorausgesetzt, dass Ihr mir gegen Weihnachten rum ein Paket schickt; meine Wünsche werde ich dann noch näher angeben.“²⁷

Der Druck, sich vor seinem Vater zu rechtfertigen, war so groß, dass er, um den Dezemberwechsel zu begründen, präzise die Ausgaben für November aufführt (was heute von einigem sozialgeschichtlichen Interesse ist):

„Damit Du Dir so etwa von meinen Bedürfnissen einen Begriff machen kannst, lege ich die Zusammenstellung von diesem Monat bei. Die Gebühren haben viel Geld gefressen. Ich habe vor, nicht soviel Geld zu verjünken wie man liebes Brüderchen.“

Die den „Bedürfnissen“ entsprechenden Ausgaben sind auf einem linierten Papier mit Bleistift eingetragen und dem Brief beigelegt; es wird unterschieden in „A) Ausserordentliche Ausg.“, nämlich für die „a). Reise“ und „b). Seit Hier“ und „B). Ordentl. Ausg.“ für „a) Reise (bis zum Mieten des Zimmers)“ und „b). Seit 2. Nov.“ Die Summe des verbrauchten Geldes beträgt danach 189.90 M. Wenn nicht die Höhe der Kosten insgesamt, so dürfte doch deren Rubrizierung den Kirchensteuerwalter Joseph Wohleb in Freiburg ebenso zufrieden gestellt haben wie die Bemühung des Sohnes um Sparsamkeit im einzelnen.

Die „außerordentlichen Ausgaben“ betragen 113.45 M; sie umfassen u. a. die Bahnfahrkarte Freiburg-Greifswald (30.70 M) und die Universitätsgebühren in stattlicher Höhe von immerhin 80 Mark (Immatrikulation 11.20 M, Kolleggeld 67.50 M, Gebühr für Seminar 1.50 M).

Unter den „ordentlichen Ausgaben“ von insgesamt 76.45 M im Monat November erscheinen neben den Briefmarken für die Korrespondenz (1.50 M) zwei Blumenstöcke am Zimmerfenster (1.80 M), Haarschneiden (0.60 M), Zigarren (10 St. Zu 60 Pf, insgesamt 3.60 M), 6 Gläser Bier, das Glas zu 15 Pf.

(0.90 M) und – offenbar für den Betrieb des eigenen „Kochapparats“ – Spiritus (0.60 M) und ½ Paket Streichhölzer (0,15 M).

Um die erbetenen 50 M dem Vater vollends einsichtig zu machen, entwirft der Sohn abschließend den folgenden

„Voranschlag! Für Dezember	
Miete und Petroleum	25.00
Essen	etwa 20.00
(15 Brote à 25:	3.75
Wurst u. s. w.	12.00
Verschiedenes	4.25)
Sonstiges	5.00
	<hr/> 50.00“

Nimmt man ein heutiges Studentenleben in den Voranschlag, dann sind Kosten des Studiums geringer als damals, die Lebenshaltungskosten aber müßten veracht- bis verzehnfacht werden.

„DIE POLITISCHEN PARTEIEN FRESSEN SICH“.

Wohleb war von Freiburg her politisch interessiert. Im Lebenslauf für die Franzosen wird er später (1945) sagen: „Mein Vater gehörte politisch zur Zentrumsparterie, in deren Tradition ich große geworden bin ... Außerdem bewegte ich mich als Student in dem damaligen katholisch-sozialen Zirkel, der sich mit den Vertretern der christlichen Gewerkschaften auszusprechen pflegte. Ich gehörte daher aus Tradition und Überzeugung zum sozialen Flügel des Zentrums, ohne in der Partei selbst politisch hervorzutreten.“²⁸

Er lässt sich vom Vater die Freiburger Zentrums-Zeitung nachschicken und bedankt sich immer wieder artig: „Papas Karte und Briefe, sowie die Zeitungen habe ich mit vielem Dank gelesen.“²⁹ Tante Ludel schickt dem Interessierten einmal die Konstanzer Zeitung.³⁰ Aber auch in die örtlichen Blätter schaut er, allerdings recht vorsichtig, hinein:

„Beim Mittagessen erfreue ich mich am hießigen Junkerblatt und am liberalen, um nirgends anzustoßen. Beide fressen sich nach Möglichkeit.“³¹

Der Examensdruck und die familiäre Leserschaft seiner Briefe und Karten waren wohl ausschlaggebend dafür, dass er sich nicht

gründlicher äußerte. Anlass, die Berliner Diplomatie in der Marokko-Krise oder in der Flottenfrage gegenüber Großbritannien zu bewerten, hätte es allemal gegeben. Ein Reflex im Vorfeld der Reichstagswahlen von 1912 stellt die Besorgnis dar, die Wohleb leicht ironisch mitteilt, nämlich dass sein gepflegtes Äußeres solchen Eindruck auf die Greifswalder mache,

*„dass ich durchweg als Agrarier angesehen werde. Für den Wahltag riskiert man so allerdings, eine Tracht Prügel zu bekommen: denn die Parteien fressen sich fast da oben. Als ob das Universitätsdorf viel wert wäre! Aus den Zeitungen sehe ich, dass auch bei Euch alles krank ist im Hirn.“*³²

Zu einem vertieften politischen Kommentar kommt es nicht: Wahlkampf lässt ihn kalt, er denkt an die eigene Situation und schreibt im Bierzeitungs-Stil:

„Ich wäre für gegenseitiges, vollständiges Auffressen; dann würden doch verschiedene Stellen frei. Ließe sich so was nicht arrangieren? Väterchen, streng' Dich doch, bitte, mal an! Mit diesem wohlmeinenden Ratschlag gedenke ich, für heut' zu schließen. Ich weiß nämlich – wie Du, lieber Papa, schon gemerkt haben wirst – radikal nichts mehr.“ (ebd.)

ZURÜCK NACH KARLSRUHE!

Der Studienwechsel von Freiburg nach Greifswald schien, nachdem Katzenmayer und Huber aus Karlsruhe die missliche Lage durch „traurigen Bescheid“ Ende November 1911 bekräftigt hatten, gerechtfertigt.³³ Der mehrfach benannte Unglücksbote Kohler schien also recht zu behalten, auch wenn seine Beschreibung „goldener Berge“ in Greifswald ganz und gar nicht eingetroffen war. In Karlsruhe jedenfalls sei der leitende Ministerialbeamte (Sallwürk), zu dem man Zutrauen hatte, so ziemlich ausgeschaltet:

„Der Minister verfügt persönlich und streicht, wer nicht genehm ist. Außerdem redet Prof. Schwartz in Freiburg. Die Examina sollen verschärft werden, auch vom numerus clausus wurde geredet. Ich werde mich schwer bedenken. Denn andererseits hat Schwartz³⁴ einem persönlichen Günstling erklärt, er brauche kein Sorge zu haben, er werde ihn



Greifswald
Tempel im Stadtpark mit den erratischen Blöcken

Greifswald, Tempel im Stadtpark mit den erratischen Blöcken

sofort nach dem Examen unterbringen. Eine feine Wirtschaft, die man aber ruhig duldet.“

Im Brief zu Weihnachten, der auf den 20. Dezember 1911 datiert ist, heißt es frohgemut:

„Der Osterhas wird mich wohl wieder da treffen, wo ich hingehöre.“ Und zuletzt: „Auf Wiedersehen in 2 Monaten.“

Es ist unklar, ob der „traurige Bescheid“ zwischenzeitlich durch anders lautende Nachrichten korrigiert wurde, jedenfalls vergräbt sich Wohleb seit der zweiten Januarwoche 1912 in seinem Zimmer, um die schriftlichen Hausarbeiten fertig zu bekommen: eine 77seitige lateinische und eine 35seitige deutsche philosophische Erörterung. In den Erinnerungen bis zum Jahr 1912 heißt es dazu näherhin:

„es glückte uns durch die Langmut des damaligen Oberschulrats, zwei-, dreimal die Frist für die Ablieferung der schriftlichen Arbeiten verlängert zu erhalten. Zur Lehre für die heute Mächtigen sei angemerkt, dass uns

der gefürchtete Herr Geheimrat Dr. Oster sogar zugestand, nachdem die fachwissenschaftlichen Arbeiten zensiert waren, die sogenannte philosophie Arbeit in die Prüfung mitzubringen. So wenig bürokratisch dachte man damals.³⁵

Von den Eltern telegraphisch um ein Lebenszeichen gebeten, teilt er schließlich am 2. Februar den Grund der Funkstille mit:

„Ich schreibe Tag und Nacht, seit 14 Tagen oder besser 3 Wochen. Ich möchte nämlich, womöglich, nach Karlsruhe kommen. Ich verzweifle zwar mehr und mehr daran. Wann soll ich mich gehörig vorbereiten? Aber jedenfalls mache ich meine Arbeiten. So ist's gekommen.“³⁶

Es fehle wegen des Studienort-Wechsels kostbare Zeit für die Examens-Vorbereitung:

„Immerhin bereite ich mich aufs Mündliche vor. Die Zeit vom August bis November hätte ich eben dafür verwenden sollen. Aber ich konnte ja nicht ahnen, dass ich doch nach K.[Karlsruhe] gehen würde. Durchfallen werde ich nicht; wenn's nicht gut geht – was bei dieser kurzen Vorbereitung eigentlich am Tag liegt – trete ich zurück. Dann sind freilich 60 M Gebühren hin. Aber wenn ich's nächste Jahr mit ‚gut‘ mache, überspring ich alle Genügend dieses Jahrs. Hoffentlich gelingt's aber doch.“ (ebd.)

Der Vater beschwichtigt und wettet offenbar auf ein Einserexamen seines Großen:

„Ob Deine Meinung über den Ausgang des Examens, lieber Papa, sich bewahrheiten wird, steht dahin ... dass derjenige, der 8 Wochen Zeit zur Vorbereitung fürs Mündliche hat, mehr weiß als ich, der für 3 Literaturgeschichten nur 14 Tage hat, ist klar. Es ist eine Glückssache.“³⁷

Ogleich im Brief vom 17. Februar ein Termin in etwa 10 Tagen als Prüfungstermin genannt ist, kommt das nächste Lebenszeichen bereits vier Tage später, aus Karlsruhe:

„Ich bleibe noch 2–3 Tage hier, die Museen zu besuchen. Bin aber zu Ende gekommen und wie ich hoffe, gut.“³⁸

Tatsächlich ist Wohleb noch einen Monat später in Karlsruhe, wo er die Museen besuchen will: „Man weiß nicht, wann ich wieder nach Karlsruhe komme.“ Mit Bezug auf den jüngeren Bruder ergibt sich der ältere

auch in Überlegungen zu Militärdienst und lässt die Eltern den für ihn erwarteten Examensausgang ahnen:

„Ist Joseph noch daheim? Weiß er, ob man sich noch bis 1. Apr. zum Militär stellen kann? Vorderhand will ich noch hier bleiben, um die Museen zu besuchen. Man weiß nicht, wann ich wieder nach K. komme. Im Examen habe ich nach Oster ‚wenigstens gut‘. Vielleicht reicht's zu 1. Jedenfalls ist's eines der besten. Ich bin froh. Habe ich doch noch die Nächte durchgearbeitet. Aber jetzt ruhe ich aus. Ich möchte auch Kaestle nicht allein lassen. Dem ist's bis jetzt auch gut gegangen. Alle diese Mitteilungen indessen nur ganz im Vertrauen!“³⁹

JENSEITS DES STUDIUMS

Im Jahr nach dem 1. Lehramtsexamen publizierte Wohleb seine zwei ersten wissenschaftlichen Arbeiten, bei denen ihn Prof. Michael Heer betreut hatte und die ihn in Fachkreisen als Sprachforscher und Patristiker bekannt machten.⁴⁰ Bis 1914 hat er seine Probe- und Volontärzeit am Berthold-Gymnasium in Freiburg zugebracht, seine Assessorenzeit hat er während des I. Weltkrieges in Bruchsal abgeleistet, gleichzeitig auch Organisationsaufgaben in der Versorgung der Stadt übernommen. Schließlich erhielt er die ersehnte Planstelle als „Professor“ am Berthold-Gymnasium in Freiburg, und es dauerte nicht lange, da war er am vormals Großherzoglichen Gymnasium in Donaueschingen Schulleiter. Damit war er einer aus der „Trias der großen badischen Schulleitern“ (Karl Büchner). In der Endphase der Weimarer Republik arbeitete er als Oberregierungsrat im Kultusministerium in Karlsruhe, bevor er – um einer deutlicheren politischen Disziplinierung zu entgehen⁴¹ – von einem wohlwollenden Vorgesetzten auf die Stelle des Schulleiters des Gymnasiums Hohenbaden in Baden-Baden gesetzt wurde (1934–1945).

Nach dem Zusammenbruch begann die zweite, die politische Laufbahn Wohlebs. Sie hat sich in der philologischen, von deren Beginn wir hier gehandelt haben, leise andeutet.⁴² Wohleb wurde als Lehrer und

Schulleiter von seinen Schülern und Kollegen nicht vergessen, als Politiker haben ihn seine Badener im Gedächtnis behalten. Er war für sie der Repräsentant ihres politischen Heimat- und Staatsgefühls. Wohleb hat unter den Ministerpräsidenten, die die Bundesrepublik gründeten, insofern eine besondere Rolle gespielt, als er dem föderalen Weststaat möglichst Länder mit historischer Individualität zugrundelegen wollte. Es ging ihm also nicht um Südbaden, sondern um das Land vom See bis zum Main. Und landsmannschaftlich ging es ihm nicht um Alemannen, Pfälzer oder Franken, sondern um Badener – ein Interesse, für das er zu seinem größten Bedauern jenseits der Schwarzwaldhöhen keine Entsprechung fand.⁴³

Anmerkungen

- 1 Es handelt sich um eine Postkarte aus Berlin, um 11 kleinformatierte Briefe und 5 Postkarten aus Greifswald sowie um ein Telegramm Greifswald, die Leo Wohleb zwischen dem 31. Oktober 1911 und dem 17. Februar 1912 an seine Familie in der Colombistraße 3 in Freiburg geschrieben hat. Sie sind mit der Anschrift „S. H. Herrn Verwalter Joseph Wohleb“ versehen, eine Karte ist an „Fräulein Amelie Wohleb“ adressiert, Leos jüngere Schwester. Sämtliche Schriftstücke, dazu drei Postkarten von Februar und März 1912 aus Karlsruhe, befinden sich im Besitz des Verfassers. Sie werden so wie das meiste, was Staatsminister a. D. Univ.-Prof. Dr. Hans Maier und ich teils gemeinsam, teils individuell aus den Händen von Wohlebs Witwe, Frau Maria Wohleb, übernommen haben, darunter der „Nachlaß Leo Wohleb“ (Freiburger Staatsarchiv), zu gegebener Zeit dem Nachlaß inkorporiert werden.
- 2 Die Druckgeschichte dieses Lebenslaufs ist nachgewiesen bei Hans Schadek u. a., Ein badisches Leben, Leo Wohleb 1888–1955, (= Stadt und Geschichte NR des Stadtarchivs Freiburg i. Br. Heft 19) Freiburg 2002, S. 77, Fn. 1. Dem Verf. ist der Lebenslauf verfügbar in der Fassung, in der ihn Maria Wohleb publiziert hat: Leo Wohleb 1888–1955, zum 10. Todestag zusammengestellt von seiner Frau, Karlsruhe 1965: Sein Leben. Erinnerungen bis zum Jahr 1912.
- 3 In den „Erinnerungen bis zum Jahr 1912“ (vgl. vorige Fußnote) findet sich der ganze Name des Freundes: „Roderich Kästle von Schwandorf“, ebd. S. 5.
- 4 Der Greifswalder Professor Erich Pernice vertrat Archäologie, Professor Karl Hosius Althilologie, Professor Gustav Ehrismann Germanistik, vgl. dazu die jeweiligen Bände der Neue Deutsche Biographie.
- 5 Hans Schadek u. a. 2002 (wie Fußnote 1) S. 20.
- 6 Wohleb erinnert später daran, daß noch Kandidaten des Prüfungsjahrgangs 1910 auf der Warteliste standen und durch gute bis sehr gute Examina zu überholen waren (Erinnerungen bis zum Jahr 1912, vgl. oben Fn. 2, S. 5).
- 7 Zu Joseph Ludolf Wohleb vgl. Wolfgang Stülpnagel in: Badische Biographien, NF Bd. 2, Stuttgart 1987, S. 315.
- 8 An Liebe Eltern, Amalie Dubel v. 1. November 1911.
- 9 Das einzige „W. C.“ am Ort befindet sich in der Universität, wohin er – zehn Minuten sei dorthin der Weg – seine Schritte täglich auch in den Weihnachtsferien lenkte: „Diese Loküsser sind übrigens das Beste an der Universität.“ Vgl. Brief an Meine Lieben v. 6. Januar 1912.
- 10 Brief an Meine Lieben v. 29. Dezember 1911.
- 11 Brief an Meine Lieben v. 6. Januar 1912: „Heute haben diese Owambo keinen Feiertag gehabt. Ob wohl der Muto propio wegen?!“
- 12 Brief an meine Lieben v. 20. Dezember 1911: „An Prof. Heer werde ich zu Neujahr wieder schreiben.“ In seinen Erinnerungen bis zum Jahr 1912 spricht er von ihm als einem „bäuerlich-urwüchsige(n), in Philologie und alter Geschichte fundierte(n) Privatdozent(en) der Theologie“, der ihn an die Bibelforschung und Patrologie herangebracht habe und „mit dem zusammen arbeiten zu dürfen für den jungen Studenten der größte Gewinn gewesen ist.“
- 13 Brief an Meine lieben Plops v. 2. November 1911: „An Büchern soll Papa so gut sein auszusuchen ... Sie liegen alle bei de n schon von mir aus- gesuzchten; ich habe nur zuviel beiseitegelegt. –“ und an den Vater v. 14. November. 1911 „Was die Bücher anlangt, so danke ich dem lieben Papa für die gute Auswahl, doch muß ich um eine Nach- sendung bitten, und zwar soglich als Drucksache ... Ferner als Frachtgut: (Satz für 10 kg. 77 Pf.). Mein Handwerkszeug: Griechisch- deut. Wörterbuch (2 dicke Bände); deutsch-griech; lat-deutsch u. deutsch-lat“ usw. usw.
- 14 Brief an den lieben Papa v. 10. Februar 1912.
- 15 Brief an Meine Lieben v. 1. Dezember 1911.
- 16 Brief an die Lieben Eltern v. 1. November 1911.
- 17 Erinnerungen (wie Fn. 1) S. 5.
- 18 Postkarte v. 31. November 1911.
- 19 Brief an „Meine lieben Plops“ v. 2. November 1911.
- 20 Ebd. v. 2. November 1911.
- 21 Brief an Meine Lieben v. 6. Januar 1912.
- 22 Ebd. v. 6. Januar 1912.
- 23 Brief an den Lieben Papa v. 10. Februar 1912.
- 24 Erinnerungen bis zum Jahr 1912 (oben Fn. 2) S. 6.
- 25 Brief an Meine Lieben v. 14. November 1911.
- 26 Brief an Meine lieben Plops v. 2. November 1911.
- 27 Brief an Meine Lieben v. 1. Dezember 1911.
- 28 Aus dem Lebenslauf für die Besatzungsbehörde, in: Leo Wohleb 1888–1955 (vgl. oben Fn. 2) S. 11 f.
- 29 Brief an Meine Lieben v. 20. Dezember 1911.
- 30 Ansichtskarte an M. L. v. 21. November 1911.
- 31 Postkarte v. 10. November 1911.
- 32 Brief an Meine Lieben v. 6. Januar 1912.

- 33 Brief an Meine Lieben v. 1. Dezember 1911. Über die beiden anderen, ob sie in Greifswald geblieben sind und dort Examen gemacht haben oder ebenfalls zurückgekehrt sind, findet sich in den Briefen nichts.
- 34 In den Erinnerungen bis zum Jahr 1912 spricht Wohleb von den „großen ‚Philologen‘ Erduard Schwartz und Richard Reitzenstein, die hier [an der Univ. Freiburg] lehrten“ (oben Fn. 2, S. 5).
- 35 Erinnerungen bis zum Jahr 1912 (oben Fn. 2), S. 6.
- 36 Brief an Meine Lieben v. 2. Februar 1912.
- 37 Brief an Meine Lieben v. 17. Februar 1912.
- 38 Postkarte aus Karlsruhe an Meine Lieben v. 21. Februar 1912. Nähere Angaben zur philologischen Prüfung beim Philosophen Windelband und beim „Philologen“ Reitzenstein in Erinnerungen bis zum Jahr 1912 (oben Fn. 2) S. 6.
- 39 Postkarte aus Karlsruhe an Meine Lieben v. 22. März 1912. Leo Wohleb war wegen Unterschreitung der körperlichen Mindestgröße nicht tauglich gemustert worden; er organisierte in Bruchsal während des Krieges neben dem Schuldienst die Milchversorgung der Stadt.
- 40 Leo Wohleb, Die lateinische Übersetzung der Didache, kritisch und sprachlich untersucht mit einer Wiederherstellung der griechischen Vorlage und einem Anhang über das Verbum „altare“ und seine Komposita (= Studien zur Geschichte und Kultur des Altertums 7,1) Paderborn 1913 und: Zur Versio Latina des Barnabasbriefes, BPhW 33 (1913) S. 1020–1024.
- 41 Dazu die präzisen Nachweise bei Hans-Georg Merz, Beamtentum im nationalsozialistischen Staat – Der „Fall“ Leo Wohleb (1934), in: Zeitschrift des Breisgau-Geschichtsvereins „Schau-ins-Land“ H. 103, 1984, S. 131 ff. sowie ders., Herbert Kraft (1886–1946), in: Badische Biographien, NF Bd. 2 Stuttgart 1990, S. 157 ff.
- 42 Humanist und Politiker, Leo Wohleb, der letzte Staatspräsident des Landes Baden, hg. v. Hans Maier und Paul-Ludwig Weinacht, Heidelberg 1969.
- 43 Die Losung für die Abstimmung im Dezember 1951 lautete daher zu Recht: „Der Heimat die Treue, Baden die Stimme!“ Im Schwäbischen hätte die entsprechende Losung gegolten („Württemberg die Stimme!).

Anschrift des Autors:
 Prof. Dr. Paul-Ludwig Weinacht
 Roßstraße 27
 97261 Güntersleben